Peter B. Smith

Erinnerungen
eines englischen Militärmusikers

A BANDSMAN REMEMBERS

Übersetzung aus dem Englischen von Sabine Günther

© Wolfgang G. Haas Musikverlag, Köln 1998

KINDHEIT

Ich kam am 1. September 1933 in Elsmere Gardens Nr. 4, West-Ealing als ältester Sohn von Ethel Louise Smith, geborene Burchall, und Reginald Josiah Smith zur Welt. Mein Vater verdiente unseren Lebensunterhalt als Klempner-Meister und Hausdekorateur, was damals ein sehr weitgefaßter Beruf war. Er hatte seine eigene Firma mit zeitweise 7 oder 8 Angestellten und verrichtete alle im und am Haus anfallenden Arbeiten vom Maurer über den Maler bis hin zum Klempner.

Meine Geburtsurkunde ist unter anderen von einem Standesbeamten namens Basil Williams La Nauze unterzeichnet, und jedes Mal, wenn ich heute dieses Dokument aus irgendeinem bürokratischen Anlaß hervorhole, stolpere ich über diesen Namen. Wie kam ein Mann mit diesem nicht gerade alltäglichen Namen damals wohl nach West Ealing?

Nach Aussagen meiner Eltern war ich ein sehr anstrengendes Kind, ich schrie Tag und Nacht, und meine Eltern kamen kaum zur Ruhe. In den Ferien mieteten sie einen Wohnwagen und fuhren mit mir an die Küste von Herne Bay, aber auch dort wurden sie weiter von meinem Gebrüll geplagt. Eines Tages schlug eine Nachbarin meinen Eltern vor, mir einen Teelöffel voll Gin zu verabreichen. Die Wirkung war perfekt: ich schlief 24 Stunden lang durch, aber meine armen Eltern wachten während der ganzen Zeit voll Sorge über mir, zu Tode geängstigt über das, was sie mir vielleicht angetan hatten.

Eine meiner lebendigsten Kindheitserinnerungen bezieht sich auf den Tag, an dem der Krieg erklärt wurde. Ich entsinne mich, daß ich mit meinen Eltern, die beide ungewöhnlich ernst aussahen, im Wohnzimmer stand und zuhörte, wie der damalige Premierminister Chamberlain Deutschland den Krieg erklärte. Nur sechs Jahre alt, bedeutete das Wort ‘Krieg’ noch nichts für mich, und so fragte ich meinen Vater danach. Die Erklärung war für mich gleichzeitig erschreckend, aufregend und verwirrend, nicht zuletzt deswegen, weil mein Onkel Waldemar Deutscher war. Nach der Bekanntmachung standen wir eine ganze Weile reglos da; ich glaube, wir erwarteten jeden Moment die ersten deutschen Fallschirmjäger aus dem Himmel fallen zu sehen.

Zu Beginn des Krieges gab es eine große Aufregung, als Frauen und Kinder aus London evakuiert werden sollten und aufs Land geschickt wurden. Es gab einen Massen-Exodus, den man gesehen haben muß, um sich das vorstellen zu können, und Londons große Eisenbahnstationen waren überfüllt mit Evakuierten. Meine Eltern entschieden, daß meine Mutter mit uns beiden Kindern ebenfalls fortgehen und mein Vater in Ealing zurückbleiben sollte. So wurden wir also zu einer Londoner Bahnstation geschickt, ausgestattet mit einem Schild um unseren Hals mit Namen und Adresse, damit wir nicht verlorengehen konnten, Gasmasken und Käse-Sandwiches mit Marmite, einem sirupartigen Brotaufstrich aus Rinder-Extrakt. Unser Ziel war Amersham in Buckinghamshire, das in jenen Tagen ein reizendes verschlafenes Dorf war. Dort wurden alle auf verschiedene Familien verteilt, bei denen sie bis zum Ende des Krieges wohnen sollten. Bei der Familie, zu der wir kamen, wollten wir

allerdings nicht einmal fünf Minuten verbringen, ganz zu schweigen vom Rest des Krieges! Die Mutter war eine sehr laute und gewöhnliche Frau, die scheinbar keinen Mann, dafür aber sieben oder acht Kinder hatte.

Da es Abend war, als wir dort ankamen, gingen wir bald zu Bett. Nach wenigen Minuten begann unser ganzer Körper von Kopf bis Fuß zu jucken, und wir kratzten uns wie die Wilden; irgendetwas teilte offenbar das Bett mit uns und das waren Wanzen. Am nächsten Morgen gingen wir zur Dorfpolizei, um unsere Lage zu erklären. Der Sergeant reagierte bestürzt und behauptete, niemand sollte in dieser Familie überhaupt untergebracht werden; der fehlende Ehemann sei zur Zeit „Gast Ihrer Majestät", also im Gefängnis. Man fand ein neues Quartier für uns bei einer in jeder Hinsicht reizenden älteren Dame. Dort verlebten wir eine sehr angenehme Woche, bis Vati uns am Sonntag besuchen kam, und meine Eltern entschieden, zusammen zurück nach Ealing zu gehen. Wenn wir schon sterben müßten, wollten sie wenigstens zusammen sein; diese Einstellung wurde später von vielen Familien geteilt.

SCHULZEIT

Über meine Zeit im Gymnasium kann ich nicht viel sagen außer, daß ich dort sehr glücklich war. Was für eine wunderbare Schule es war, habe ich damals nicht zu schätzen gewußt, das wird mir erst heute aus der Distanz klar.

Was machte unsere Schule aus? Sicherlich nicht das Gebäude selbst, vielleicht das Schul-Motto, das wie ein pädagogischer Geist die Schule erfüllte („Nec Aspera terrent" – „Auch Widerwärtigkeiten schrecken nicht"), oder das Abzeichen mit einem aus der Asche wiederauferstehenden Phoenix auf unseren Blazern. Ganz sicher aber war, ist in meiner Erinnerung und werden die Seele einer Schule immer ihre Lehrer sein. Diese komplexe Sammlung verschiedenster Charaktere - Gelehrte, Extrovertierte oder Exzentriker alle hatten sie eines gemeinsam: Sie wollten lehren und Wissen weitergeben. Einige waren außergewöhnlich, andere gut und wieder andere gingen vollkommen in ihrer Aufgabe auf, aber keiner von ihnen schaffte es, einen solchen Gipfel an Enthusiasmus, Schüler-Interesse und Liebe zum Lernen zu erreichen wie Mr „Bill" Tolley. Auch heute denke ich noch mit Liebe und Dankbarkeit an ihn zurück.

Sein sprühender Enthusiasmus ergoß sich in vollen Strömen über uns und es war klar, daß er jede Minute seiner Tätigkeit genoß. Ich glaube, es war diese vollkommene Hingabe an eine Sache, die unmittelbar auf uns alle übersprang. Er lehrte uns Schubert-Lieder nicht nur zu lieben, sondern auch wertzuschätzen, und heute finde ich es schon ein wenig seltsam, daß ich als Engländer und Instrumentallehrer meinen deutschen Schülern eben diese Schubert-Lieder nahebringe!

ALLTAGS- UND FAMILIENLEBEN

Ferien waren etwas ganz Besonderes und Seltenes, keineswegs einmal im Jahr, und dann auch vielleicht nur für eine Woche in einer Pension in Folkestone oder Ramsgate. Die Reise selbst war bereits ein Abenteuer für sich und eine Strapaze gleichermaßen. Es gab kein Auto, das man mit allem Gepäck beladen konnte, um dann im nächsten Stau zu sitzen. Das Packen der Koffer war eine Zeremonie eigener Art, die immer meinem Vater oblag, und bei der man ihm besser nicht in die Quere kam. Das Gewicht mußte gleichmäßig auf vier Koffer verteilt werden, so daß am Ende keiner zu viel zu tragen hatte.

Am Morgen der Abreise bekam jeder sein Gepäckstück in die Hand gedrückt, mit dem wir uns entlang der Uxbridge Road auf den Weg zur Bushaltestelle machten. Von dort ging es zur U-Bahn-Station, wo wir den Zug Richtung London bestiegen. Und von da aus schließlich mit der Bahn zu unserem Ferienziel an der See, wo wir nochmals eine Strecke zu Fuß zurücklegen mußten, um zu unserer Unterkunft zu gelangen. Besonders dieser Teil konnte noch eine recht ermüdende Angelegenheit werden, vor allem dann, wenn Vati nicht ganz sicher war, in welchem Teil der Stadt sich unser Quartier befand. Natürlich waren wir am Ende dieses Tages so erschöpft, daß wir nur noch ins Bett fallen und schlafen konnten!

Da das Geld immer knapp war, verbrachten wir die meiste Zeit unserer Ferien am Strand, wo Mutti uns mittags mit Sandwiches versorgte, und für mich war seither klar, warum sie SAND-wiches (von sand = Sand) heißen.

Bevor ich mit diesem Kapitel meines Lebens Schluß mache, möchte ich noch ein paar Worte über meinen Vater sagen. Er war im wesentlichen ein sehr einfacher Mensch und besaß alle Tugenden eines hart arbeitenden, der damaligen Arbeiterklasse angehörenden Mannes. Erst bei seiner Beerdigung entdeckte ich, wie bekannt er in der ganzen Stadt gewesen und wie sehr er respektiert und geliebt worden war.

Als ich der Lobrede des Pfarrers über meinen Vater lauschte, die sein Leben und seine Arbeit Revue passieren ließ, und dann die Worte hörte „Ein Teil von der Geschichte West Ealings ist mit diesem Mann gestorben“, fragte ich mich, ob ich meinen Vater jemals richtig gekannt hatte. Er besaß einen wunderbaren Sinn für Humor und war immer für einen guten Witz zu haben.

Er und meine Mutter waren ein ideales Paar. Zwar gab es keinen Zweifel darüber, wer der Herr im Hause war, nämlich meine Mutter, aber ich bin sicher, er liebte es so. Ohne eine herrische Person zu sein, organisierte und plante meine Mutter alles und leitete uns alle mit einer liebenden, aber starken Hand, meinen Vater mit eingeschlossen. Ich habe mich oft gefragt, was aus Vati wohl geworden wäre, wenn er die Möglichkeit für Musikunterricht gehabt hätte. Er musizierte mit großer Freude auf dem Akkordeon und der Mundorgel, und spielte alle Melodien nach Gehör. Am Ende seines Lebens war mein Vater sehr krank und saß im Rollstuhl. Als die Queen’s Royal Irish Hussars Band, deren Kapellmeister ich damals war, während des Karnevals in Hanwell spielte, brachte meine Mutter ihn im Rollstuhl dorthin, um mich zu sehen. Es war für mich ein bewegender und wichtiger Moment, als ich ihm, im

Rollstuhl an der Straße sitzend, im Vorbeimarschieren salutierte. Niemals vorher oder nachher war mir ein Salut so wichtig.

EINTRITT IN DIE ARMEE

Wie kam es, daß ich mit nur 15 Jahren in die Armee eintrat?

So weit ich mich erinnern kann, traf ich meinen Entschluß, bei einer Militärkapelle vorzuspielen, ganz für mich allein, meine Eltern wußten nicht einmal etwas von meinem diesbezüglichen Brief. Die ganze Idee war durch einen Artikel in der „Musical Times“, einem Magazin, das ich damals regelmäßig las, entstanden. Darin stolperte ich über eine Anzeige, in der die Stabskapelle des Royal Army Ordnance Corps Streicher suchte. Obwohl ich keine Ahnung hatte, was eine Stabskapelle und noch weniger, was das Royal Army Ordnance Corps war, bewarb ich mich, denn hier bot sich mir eine Chance, Musik zum Beruf zu machen. Ich war gerade 15 Jahre alt geworden, und meine Tage in der Drayton Manor Schule bestanden inzwischen fast nur noch aus Musik, ganz so, als ob die Lehrer mich als hoffnungslosen Fall für alle anderen Fächer aufgegeben hatten.

Zu meiner großen Freude wurde ich zu einem Vorspiel eingeladen und bekam sogar eine kostenlose Bahnfahrkarte nach Portsmouth und zurück. Natürlich mußte ich an diesem Punkt meinen Eltern reinen Wein einschenken und war mehr als nervös, wie sie reagieren würden, aber sie waren beide fabelhaft. Obwohl sie wie erwartet sehr traurig und betroffen darüber waren, daß ich schon sehr bald aus dem Haus gehen würde, konnten sie dennoch die Möglichkeiten sehen, die sich mir da auftaten und unterstützten mich daher nach dem ersten Schock, in jeder erdenklichen Form.

Es war eine sehr interessante Zeit, denn es gab noch die Wehrpflicht, und das wiederum bedeutete, daß wir sogenannte Truppenkonzerte gaben, die normalerweise in einer Kaserne weitab von jeglicher Zivilisation vor Hunderten von frustrierten und militärisch desinteressierten Soldaten stattfanden. Aber man konnte diese widerwilligen Helden sehr leicht vollkommen falsch einschätzen. Wir waren gerade am Ende eines solchen recht langwierigen Truppenkonzerts angelangt, es war spät und wir alle hofften auf ein kurzes letztes Stück. Völlig unerwartet entschied Major Jarman an diesem Tag jedoch, das Publikum über das letzte Stück entscheiden zu lassen, ein relativ kurzes Potpourri aus einer beliebten Show oder einen Querschnitt aus der Oper „Der Bajazzo“ von Leoncavallo, wovon letzteres das Rennen gewann. Wir alle glaubten, das sei ein Scherz der Soldaten und waren auf weitere relativ miserable, unruhige zehn Minuten gefaßt. Aber weit gefehlt, sie alle lauschten aufmerksam und gespannt, man spürte die Konzentration, und am Ende brachen sie in so stürmischen Applaus aus wie den ganzen Abend vorher nicht.

Dieses Erlebnis hat vielleicht mein lebenslanges tiefes Interesse an der Gestaltung von Konzertprogrammen sowie der Analyse des Publikums begründet und mir die enorme Verantwortung, die wir als Dirigenten nicht nur für unsere Zuhörer, sondern auch für die Musiker tragen, bewußt gemacht. Jeder kann ein Konzert veranstalten, bei dem das normale

Publikum sich vor Begeisterung die Hände wundklatscht, aber es verlangt ein wenig mehr Anstrengung, eine Balance zwischen populären und interessanten Stücken zu schaffen.

Jedes zweite Jahr unternahmen wir eine Deutschland-Tournee. Ich glaube, es war 1950, als ich das erste Mal mit dabei war, und das war nicht so lange nach dem Krieg, als die Wunden der Verwüstung noch sichtbar waren – ein unvergeßliches und erschreckendes Erlebnis. Alle Wochenschauen der Welt konnten nicht wirklich vermitteln, wie schlimm die Situation in der Realität tatsächlich war.

An einem Sonntag morgen sollten wir ein Konzert im Lunapark in Berlin geben. Als wir dort ankamen und auf einer niedrigen Bühne aufbauten, wartete bereits eine große Menschenmenge auf uns, und als das Konzert schließlich begann, sah man Menschen soweit das Auge reichte. Niemals vorher und niemals nachher habe ich so viele Menschen bei einem Konzert gesehen – man kann es heute nur mit den Massen bei Popkonzerten vergleichen - und das an einem Sonntag morgen und bei einem Blaskonzert!

Ich weiß noch, daß ich mich angesichts dieser Menschenmenge ein wenig unbequem fühlte. Unter anderem spielten wir an jenem Morgen die Ouvertüre „Orpheus in der Unterwelt“ von Offenbach. Während des ganzen Konzertes war diese riesige Menge mucksmäuschenstill; es war eine beinahe unheimliche Stille, und als wir schließlich endeten, brachen sie in einen frenetischen Applaus aus. Für mich war dies eines der ganz besonderen Erlebnisse, das mir unauslöschlich im Gedächtnis geblieben ist.

Im Jahr 1953 waren wir wie jede andere Kapelle in der British Army verpflichtet, bei der Krönung von Königin Elisabeth II. zu spielen. Es gab den Befehl, daß jede Kapelle einen Baßtrommler aufstellen mußte, der fähig war, ein gleichmäßiges Tempo von 120 Schritt pro Minute zu halten. Gleichermaßen überrascht und geschockt, wurde ich ausgewählt, bei einem dafür angesetzten Probemarsch die Baßtrommel zu spielen. Ich glaube, ich muß in diesem Augenblick sehr dumm gewesen sein, denn nach einigen Runden durch den kleinen Park vor der Garnisonskirche, wurde mir berichtet, daß ich konstant das gewünschte Tempo gehalten hatte und daher als Baßtrommler für die Krönungsparade ausgewählt war. ……

Am Krönungstag herrschte das schlimmste Wetter seit Jahren, es goß ohne Pause in Strömen von einem grauen, wolkenverhangenen Himmel. Ich selbst war durch das Tigerfell, das ich als Baßtrommler tragen mußte, zunächst noch ein wenig besser geschützt als die anderen Musiker - was wiederum beweist, daß in allem im Leben ein wenn auch noch so verborgener Sinn steckt -, aber am Ende des Tages war es ebenfalls vollkommen durchnäßt, vor allem aber wurde es von Minute zu Minute schwerer. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lang die Route war, aber es schien, als ob wir den ganzen Tag marschiert wären. Trotzdem machten die riesigen Menschenmassen entlang der gesamten Strecke diesen Tag zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

MEINE ZEIT BEI DER COLDSTREAM GUARDS BAND

In dieser Phase meines Lebens lernte ich, was wirkliche Arbeit bedeutet. Es war nichts Besonderes, an einem einzigen Tag drei verschiedene Konzerte zu geben oder eine Wachparade am Morgen, ein Nachmittagskonzert in einem der Londoner Parks und abends einen Auftritt in der Guildhall von London zu absolvieren. Oft kam man erst weit nach Mitternacht heim und mußte dann noch seine ganze Ausrüstung für den nächsten Tag putzen und polieren. Das war noch vor dem Zeitalter der eloxierten Knöpfe, die nicht vor Anlaufen geschützt waren und bedeutete, daß man jeden Tag 22 Knöpfe nur allein an der Tunika polieren mußte. Das Leben war manchmal recht hart, aber die meisten von uns waren noch jung und wir verdienten gutes Geld.

Bei Musikdirektor Oberst Pope herrschte strenge Disziplin, nur eine falsche Note konnte uns entweder das erhoffte Honorar für ein Konzert kosten oder sogar einen Aufenthalt in der Zelle bescheren, beides war regelmäßige Praxis. Er besaß ein ausgezeichnetes Gehör, war ein sehr erfahrener und genauer Dirigent, der immer mit voller Konzentration arbeitete, aber vor allem sein Beharren auf perfekter Präzision war meiner Meinung nach das Markenzeichen der Coldstream Guards Band unter seiner Leitung. Seine Programmauswahl war breit gestreut und abwechslungsreich, er schien nie besonders interessiert daran zu sein, wo wir jeweils spielten, sondern gestaltete das Programm jedes Mal aus einer Augenblicks-Eingebung heraus. So kann ich mich an ein Konzert während eines besonders strengen Winters im Vorhof von Buckingham Palace erinnern, als ich mich während eines Schneesturms durch die teuflisch schwere Ouvertüre zu „Mignon“ von Thomas kämpfte. Die für die Flöte umgeschriebene originale Harfenstimme am Anfang dieses Werkes in einer warmen Konzerthalle zu bewältigen, ist allein schon schwierig genug. Das Stück unter diesen Wetterbedingungen zu spielen, bildete jedoch bereits eine Herausforderung besonderer Art, ohne daß Oberst Pope auch noch nach und nach in dem zunehmenden Schneesturm vor unseren Augen verschwand.

Ein Höhepunkt meiner Jahre mit der Coldstream Guards Band war unsere Tournee durch die Vereinigten Staaten im Jahr 1960. …….

Die schlimmste Erfahrung unserer Reise war ohne Zweifel der Flug nach New York, denn durch einen heftigen Sturm gab es eine Verzögerung nach der anderen. …..

Schließlich erreichten wir in den frühen Morgenstunden des 14. September, einen Tag später als erwartet, mehr tot als lebendig unser Ziel New York. Das gesamte Gepäck mit allen Instrumenten, Uniformen, Noten usw. mußte durch die Zollkontrolle, aber zu dieser unchristlichen Zeit war der betreffende Beamte natürlich im Bett. Als er endlich erschien, war er verständlicherweise nicht in der besten Laune, und stellte dann fest, daß eine Seite von den Unmengen bürokratischer Listen und Fragebögen, die wir hatten ausfüllen müssen, fehlte. Die Diskussion schien sich über Stunden hinzuziehen, wir litten alle unter dem Jetlag, waren todmüde und wollten nur noch in unserem Hotel in ein Bett fallen. Als wir endlich in unsere Hotelzimmer kamen, machten wir eine umwerfende Entdeckung: im fortschrittlichen Amerika konnte man bereits Tag und Nacht femsehen – im Gegensatz zu Großbritannien -,

und so verbrachten wir den Rest der Nacht – anstatt uns brav im Bett von der Reise auszuruhen - mit tränenden Augen vor dem Fernseher, von einem Kanal zum anderen flitzend.

STUDIOARBEIT & BALLETT

Nachdem ich meinen Dienst beim Militär 1962 quittiert und als freiberuflicher Musiker zu arbeiten begonnen hatte, nahm mein Leben eine vollkommen andere Form an. Wenn ich nicht gerade für Aufnahmen engagiert war, übte ich morgens zwischen acht und zwölf Uhr. Ich spielte überall, bekam regelmäßig Aufträge zum Notenkopieren, hatte aber kein festes monatliches Einkommen, was jedoch angesichts einer Familie mit zwei Kindern, die es zu ernähren galt, und einer Hypothek, die regelmäßig abgezahlt werden mußte, zunehmend wichtiger wurde. Da wurde mir eine Stelle als Flötist im London Ballet Orchestra angeboten, bei der man die meiste Zeit des Jahres auf Tournee war.

Musikalisch tat sich für mich eine neue Welt auf, denn diese Kombination von Musik und Bewegung fesselte mich vom ersten Moment an. Mit Ballettgrößen wie Paula Hinton und Walter Gore zu arbeiten, war eine wunderbare und sehr bewegende Erfahrung. Eine Aufführung von „Night and Silence“ zu Bachs Musik mitzuerleben, ist etwas, das ich ebenso wenig vergessen werde wie Walter Gores Inszenierung von Tschaikowskys „Nußknacker“, die einfach zauberhaft war und von Anfang bis Ende vor Lebendigkeit sprühte.

Ein köstlicher Tänzer und Original war JohnnySherwood, der immer auf eine Rolle in einem hübschen, farbenfrohen Kostüm hoffte, aber alles, was er jemals bekam, waren Partien mit miserablen, grauen Kostümen, und das war in jedem Ballett das gleiche. Zu Weihnachten hatten wir eine Pause, und Johnny war voller Hoffnung auf ein strahlend-glänzendes Kostüm in einer Weihnachts-Show, für die er in London engagiert war. Als ich ihn nach Weihnachten fragte, wie die Show gewesen sei und ob sich sein Wunsch erfüllt habe, antwortete er mir „Peter, du wirst es nicht glauben, aber es war schrecklich; ich war ein Glühwürmchen mit einem dunkelgrünen Kostüm und einem kleinen roten Licht auf meinem Po!“

IN DER MILITÄRMUSIKSCHULE KNELLER HALL

Meine Versetzung zum Kapellmeister-Studium nach Twickenham war ein Glücksfall für mich, denn ich lebte damals in Osterly, das von dort mit etwas Glück und dem Wind von hinten, nur ungefähr 20 Minuten mit dem Fahrrad entfernt war. Vor mir lag eine Phase meines Lebens, die mir die Augen darüber öffnen sollte, wie es in der militärmusikalischen Welt wirklich aussah: Regimentskapellen traf man nur auf Marsch-Schauen und Kapellmeister waren etwas aus einer anderen Welt, wir kannten nur Musikdirektoren!

Während unseres zweiten Jahres erfuhren wir, daß es einen neuen jährlich stattfindenden Wettbewerb geben würde, der mit einem Preis von zehn Pfund für die beste Original-Fanfare ausgeschrieben und als ‘Rickett Award’ bekannt wurde. Ich schaffte es rechtzeitig, meine

Fanfare „Con Brio“ dafür einzureichen und entdeckte am Tag der Preisverleihung zu meiner vollkommenen Verwunderung, daß meine Komposition gewonnen hatte.!

Als am Dienstag, den 21. November 1967, das Cecilia Festival Konzert in London im Beisein der Königinmutter Elisabeth stattfand, stand diese Fanfare als Eröffnungsstück für die zweite Hälfte des Konzertes auf dem Programm. Ich war angesichts dieser Nachricht natürlich sehr aufgeregt, vor allem auch deswegen, weil das Konzert live von der BBC im Rundfunk übertragen wurde. So saß ich zuhause in Osterley und wartete ungeduldig auf den zweiten Teil des Konzertes, der auch begann, aber vollkommen anders als erwartet. Was ich da hörte, klang in etwa wie eine Fanfare, aber es hatte nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit meinem Stück. Die Trompeter von Kneller Hall übertrafen sich selbst, nie im Leben hatten sie so schlecht gespielt, es war einfach schrecklich. Um meine Niederlage komplett zu machen und meinem sowieso schon angeknacksten Selbstbewußtsein noch einen weiteren Schlag zu versetzen, schrieb der Daily Telegraph am nächten Tag, daß dieser Smith wohl absichtlich falsche Noten geschrieben habe, damit das Werk modern klinge.

KAPELLMEISTER DER QUEEN’S ROYAL IRISH HUSSARS

Als Kapellmeister einem neuen Regiment beizutreten ist eine besondere Erfahrung; zum Glück war ich inzwischen alt genug, um jeden Moment zu genießen und es nicht einfach an mir vorbeirauschen zu lassen, wie das so oft im Leben passiert. Bald würde ich vielen bisher fremden Menschen zum ersten Mal begegnen und irgendwo in meinem Hinterkopf schwebte auch ein leiser Zweifel, ob ich dieser neuen Aufgabe überhaupt gewachsen sein würde. Doch diese Befürchtungen sollten sich als überflüssig erweisen, denn meine Zeit bei den Queen’s Royal Irish Hussars gehört zu den glücklichsten Erinnerungen meines Lebens.

Ende 1970 wurden wir nach Paderborn versetzt, wo wir einen ersten Auftritt während eines Fußballspiels zwischen zwei Firmen absolvierten, eine davon war die Computerfirma Nixdorf. An diesem Abend hatte ich eine Grippe mit hohem Fieber, so daß ich unter meinem Überrock mehrere Pullover trug. Ich fühlte mich elend und muß ein wenig wie der Michelin-Mann aus der Reifenreklame ausgesehen haben. Wie auch immer, wir spielten gut, gaben in der Pause eine kleine Marschschau und hatten durch diesen ersten Auftritt vor dem deutschen Publikum bereits eine Reihe weiterer Engagements in der Tasche, v.a. bei Schützenfesten. Das konnte manchmal harte Knochenarbeit sein. Es gibt nämlich Schützenfeste, bei denen die Kapelle morgens um drei Uhr anfängt zu marschieren und danach einen Zehn-Stunden-Tag einschließlich einem ausgedehnten Marsch am Nachmittag beinahe ohne jegliche Pause absolviert. Die Faszination der Deutschen fürs Marschieren ist einfach unglaublich; wie oft habe ich dreistündige Märsche erlebt, einmal durch ein kleines Dorf und anschließend zwei Stunden über Wiesen und Felder, bei dem ein paar vereinzelte Kühe und Schafe das einzige Publikum waren.

Eines Tages sollte ich eine unerwartete Überraschung erleben. Jeden Morgen mußte der Unteroffizier von der zentralen Poststelle in Sennelager unsere gesamte Post abholen. Diesmal kam er jedoch in mein Büro und teilte mir mit, daß ich selbst dort erscheinen müsse. Ich war über diese Nachricht recht verärgert, doch mir blieb schließlich nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Als ich – nicht in der allerbesten Laune – auf der Poststelle ankam, bat mich der Kompanie-Spieß zu meiner Verwunderung in sein Büro, wo er mir eine Tasse Tee anbot und mir anschließend einen ganzen Stapel Briefe überreichte, um mir im selben Moment seine Glückwünsche zu übermitteln. In diesem Moment entdeckte ich, daß ich mit Orden „Member of the British Empire“ ausgezeichnet worden war. Ich war vollkommen verdutzt und dachte, die ganze Welt sei verrückt geworden.

Unter diesen Briefen befand sich auch ein Telegramm mit den Worten „Gratulation zu Ihrer wohlverdienten Auszeichnung“, das einfach mit „Philip“ unterzeichnet war. Lange dachte ich nach, wer dieser Philip sein könne, konnte aber unter meinen Freunden und Bekannten niemanden mit diesem Namen entdecken, so daß ich das Telegramm in einem gedankenlosen Augenblick in den Papierkorb warf. Am nächsten Morgen ging mir diese mysteriöse Person wieder durch den Kopf, ich rettete das Telegramm aus dem Papierkorb, bevor die Putzfrau ihn leeren konnte, und sah es noch einmal ganz gründlich an. Nur in dem Moment bemerkte ich die Adresse des Absenders; das Telegramm kam vom Buckingham Palast und zwar von niemand anderem als Seiner Königlichen Hoheit Prinz Philip, dem Oberst der Queen’s Royal Irish Hussars, persönlich!

LEHRER UND DIRIGENT IN DEUTSCHLAND

Alles schien danach auszusehen, daß ich eine wundervolle weitere Karriere beim Militär vor mir hatte. Ich war mehr als zufrieden und hatte nur den einen Wunsch, Schul-Kapellmeister in Kneller Hall zu werden.
Was jedoch als nächstes geschah, habe ich nie richtig verstehen und erklären können, vielleicht hatte es auch irgendetwas mit Schicksal zu tun. Ich bekam einen Hinweis, daß ich die ersehnte Stelle als im September 1974 übernehmen sollte, als ich aus heiterem Himmel und ohne irgendeinen nachvollziehbaren Grund plötzlich entschied, aus dem Militär auszuscheiden, um in Deutschland zu bleiben.

Mein Übergang vom Militär- ins zivile Musikerleben war ein wenig Schicksal und hatte seine Wurzeln bereits lange vor meinem endgültigen Ausscheiden aus dem Militär. Nachdem ich 1970 in Deutschland angekommen war, schrieb ich Briefe an beinahe jeden Kurort, in der Hoffnung, dadurch einige Engagements zu bekommen. Dabei wäre ich beinahe gehörig ins Fettnäpfchen getreten, denn eines Tages kam mein Sekretär herein und fragte mich, ob es mit einem dieser Briefe wohl seine Richtigkeit habe, er war nämlich nach Bad Moskau adressiert! Es stellte sich heraus, daß wir in unserer Euphorie nicht beachtet hatten, daß alle Kurorte mit einem kleinen Sternchen an der Seite in der damaligen DDR lagen. Nach einem eiligen Blick auf unsere Liste entdeckten wir erleichtert, daß uns zum Glück noch kein Fauxpas unterlaufen war. Ich habe mich oft gefragt, was in diesem Fall wohl passiert wäre und ob ich wegen Verbrüderung mit dem Feind oder Landesverrats angeklagt worden wäre.

Einer der Kurorte, der damals spontan antwortete, war Bad Sassendorf bei Soest. Eines Tages sagte der dortige Kurdirektor Herr Hilger zu mir „Warum machen Sie nicht Schluß bei Elisabeth und arbeiten für mich?“. Mit diesem Satz im Hinterkopf ging ich Ende 1974 zu ihm und erinnerte ihn an seine Worte. Damit hatte ich ihm einen gelinden Schock versetzt, denn das war zu seiner Zeit gar nicht so gemeint, sondern mehr eine scherzhafte Bemerkung gewesen. Immerhin unterhielten wir uns weiter, und allmählich begann er, sich mehr und mehr mit der Idee anzufreunden, bis ich schließlich mit einem Vertrag in den Händen von ihm wegging. Ich sollte im neuen Jahr beginnen, und meine erste Aufgabe war die Gründung eines Kurorchesters in Bad Sassendorf, das aus zehn Musikern bestehen sollte.

Dienstags abends veranstalteten wir immer einen Stimmungsabend mit Tanzmusik, Liedern zum Mitsingen sowie Witzen und Unterhaltung.
Die Kunst, lustig zu sein, ist eine sehr ernste Angelegenheit und so nahm ich sie auch. Nach einer dieser Dienstags-Veranstaltungen wurde ich am kommenden Morgen ins Büro des Direktors zitiert, der von mir wissen wollte, was am vorigen Abend passiert sei. Es stellte sich heraus, dass sich ein Gast darüber beschwert hatte, wie ich angeblich betrunken auf der Bühne gestanden hatte. Die betreffende Dame behauptete, daß niemand so lustig sein könne, ohne vorher das notwendige Quantum Alkohol konsumiert zu haben. Was kann man auf solche Dummheit noch antworten, außer daß die Dame sich selbst und ihrer humoristischen Veranlagung ein bitteres Armutszeugnis ausstellte!

Ein besonderer Künstler, mit dem ich die Ehre hatte, während dieser Zeit arbeiten zu dürfen, war der holländische Sänger Bruce Low. Seine Stimme hatte einen wunderbaren Klang und war weich wie ein Cello; ich glaube, er hätte die C-Dur-Tonleiter singen können, und das Publikum wäre trotzdem verzaubert gewesen. Ich habe noch eine Aufnahme von einer Sendung, bei der er unter Begleitung des Sassendorf-Orchesters das Lied „Ich brauche dich“ sang. Es ist unglaublich musikalisch gesungen und seine Phrasierung und Atemtechnik sind einfach perfekt. Auch menschlich verstanden wir beide uns wunderbar, und es ist bedauerlich, daß dieser großartige Künstler inzwischen schon eine ganze Weile tot ist.

Nach fünf Jahren in Bad Sassendorf fühlte ich wieder einmal, daß es Zeit war, etwas Neues zu beginnen. Da ergaben sich gleichzeitig zwei Dinge: zum einen nahm ich an der Musikschule Paderborn eine Stelle als Instrumentallehrer an und zur selben Zeit übernahm ich die Feuerwehrkapelle Gütersloh.

In den nächsten Jahren sollte ich eine Menge darüber lernen, wie man ein Amateur-Blasorchester trainiert, und wie man mit Musikern arbeitet, die nur aus Freude an der Musik spielen. Mit diesem Orchester habe ich mehr Erfolg gehabt, als ich mir jemals hätte träumen lassen. Bei jedem Konzert mußte es ein neues Stück geben, das noch ein wenig schwieriger war als beim letzten Mal. Es liegt auf der Hand, daß es eine Grenze dafür gibt, wie weit sich ein Amateur-Orchester bei zwei Stunden Probe wöchentlich und begrenzter Übungszeit rein technisch gesehen entwickeln kann. Ich habe jedoch gelernt, daß es in musikalischer Hinsicht keine Grenzen gibt außer denen, die der Dirigent setzt; man muß nur stets auf gutem Ton, sauberer Intonation, Ausdruck und Musikalität bestehen.

An diesem Punkt meines Lebens wird mir mehr und mehr klar, wie dankbar ich für ein Leben voller Musik bin und dafür, von meiner Leidenschaft leben zu können. Durch die Musik habe ich unzählige interessante Menschen kennengelernt, viele Länder gesehen und ein unvorstellbar abwechslungsreiches Leben gehabt.

Die meisten Musiker sind sehr egoistische Menschen. Vielleicht kann ich zur Verteidigung dieser Tatsache damit argumentieren, daß wir eine Überdosis an Selbstbewußtsein haben müssen, aber dadurch werden wir oft als arrogant oder egozentrisch angesehen. Ein Musiker muß hundertprozentig an das glauben, was er tut, dieser Glaube ist oberstes Gesetz. Wenn man darüber hinaus die Begabung hat, ein Publikum emotional durch Musik zu berühren, ist das etwas ganz Besonderes, und eine Fähigkeit, die man nur ehrfürchtig bewundern kann.

Zum Schluß bin ich in Gedanken wieder zurück in meinen Tagen als junger Musiker in Portsmouth; wie sehr sehnten wir bandboys (Orchesterjungen) uns damals danach, als musician (Musiker) und nicht als bandsman (Blasmusiker) bezeichnet zu werden, wir wollten wie Gardemusiker sein. Nun, über die letzten fünfzig Jahre habe ich viele Titel getragen wie Bandsman (Blasmusiker), Musician (Musiker), Student-Bandmaster, Bandmaster, Kapellmeister, Meastro oder Music Director, aber ich denke, wenn der Tag zu Ende kommt, würde ich mich wohl für den Titel „Bandsman“ entscheiden, denn er ist etwas ganz besonderes.